

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 17

Artikel: Peters Erkältung

Autor: Ryser, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Eisschritt ging's nun wieder Schwenden zu, wo sich Gelegenheit bot, all' die äußern und innern Schäden in Ordnung zu bringen.

Abends 6 Uhr nahm die Bahn uns dann in ihre freundliche Obhut und führte die drei Nebelfahrer in gemästlichem Tempo zurück, dem Alltag entgegen. Otto Braun.

Die junge Mutter.

Die junge Mutter steht im Garten.

Sie lauscht.

Der Frühling flüstert in den Bäumen,
Wo halbverschloß'ne Blüten träumen...

Sie denkt zurück —

O Lenzesglück!

Was flötet dort aus jener Tanne?

Sie lauscht.

Die Amsel dichtet Minnelieder,

Die sel'ge Zeit kehret nun wieder...

Sie denkt zurück —

O Liebesglück!

„Mitti, Mitti!“ tönt's vom Rasen.

Sie lauscht.

Wie Engelstimme klingt ein Lachen:

„Ich kann für Mitti Kränze machen!“

Sie hebt den Blick —

O Mutterglück! Emma Lehleitner.

Peters Erkältung.

Skizze von Hermann Ryser, Bern.

Peter war Artillerierekrut und bestand seine Schule in Thun. Kernig gefund und von unverwüstlich heiterem Gemüte trockte er spielend allen Unbilden militärischer „Erstüchtigung“ (wie das wundersame Neuwort nun einmal heißt). Und das war doch eigentlich keine Kleinigkeit bei diesem Wetter: Immerfort Regen, Sturm, Regen, Nebel. Seit Wochen folgten sich diese Witterungsformen in ausgänglicher Abwechslung. Doch dem Peter machte dies nichts aus. Tag für Tag ließ er sich nach einem Dauerlauf das eiskalte Brunnenwasser über das lötige Haupt rinnen und mit klatschnassem Tuch rieb er sich den Oberkörper ab. Auch die giftigste Biße hielt ihn von diesem Tun nicht ab, und die Leute, die ihn dabei sahen, befamen langandauernde Gänsehaut. Peter trug keinen Schnupfen davon, aber auch gar nichts derartiges befiel ihn. Und doch schwante das Verhängnis über ihm.

Am Sonntag nachmittag schritt er das Bälliz hinunter und sah schon von weitem eine Menschenansammlung unter einem geschlossenen Dach von Regenschirmen. Wie er näher trat, wurde er gewahr, daß die Heilsarmee eben dabei war, den ohnehin so braven Thunern Wegleitung für eine gottwohlgefällige Lebensführung zu vermitteln. Obwohl nun Peter zwar keinen zwingenden Grund fand, sich die Sache anzuhören, machte er sich dennoch heran und lauschte der Rede. Ein junger Mensch legte von seiner Befehlung soeben Zeugnis ab. Er zählte eine lange Reihe seiner Vergehen auf und Peter fühlte, daß es für den Jüngling in der Tat hohe Zeit gewesen, sich vom weltlichen Trubel abzuführen. Es regnete inzwischen flott weiter. Peter war innert weniger Minuten von andern Andächtigen fest eingekleist und konnte sich kaum mehr rühren. Von mehreren Schirmen erhielt er die Traufen bald den Norden hinunter, bald auf die Schultern oder übers Gesicht. Außerdem belehrte ihn ein Blick nach unten, daß er in einer Pfütze stand. Aber die Versammlung war etwas Neues für ihn und er begehrte noch etwas auszuhalten. Nässe konnte er ja

nun doch nicht mehr werden. Und eben wurde der zerknirschte Jüngling durch einen ältern Mann abgelöst, der seine Rede durch einen leidenschaftlichen Gesang einleitete. Dann enthüllte auch er den früheren Zustand seiner Seele in ihrer ganzen Schwärze und gab Anhaltspunkte, wie man sich auf geeignete Weise den Krallen des Teufels entwinden könne. Dann folgte noch ein dritter und ein vierter Redner und zwischenhinein wurden Soldatenlieder mit etwas abgeändertem Text gesungen. Es folgte noch ein Gebet und die Versammlung löste sich auf, während die Heilsarmee in wohlgeordneten Rotten singend abging.

Noch am gleichen Abend lag Peter mit 40 Graden Fieber im Krankenzimmer und andern Tags wurde er, als die Körperwärme auf 41 gestiegen, ins Spital verbracht. Hier angelangt fing er an, von allerhand Dingen zu reden, die sonst nicht gerade seine bisherigen Gespräche beherrschten hatten. Sein ans Krankenbett geeilster Vater war erstaunt, aus dem Munde seines sonst so lebenslustigen Peters düstere Schilderungen aus dem Bereich des Höllenfürsten zu hören und die Andeutungen des Arztes, daß die Sache ganz hoffnungslos ausschehe, konnten ihn auch nicht beruhigen. Wenn man den Kranken so recht ins Schwitzen bringen könnte, wäre die Rettung noch möglich, hieß es. Aber Peter konnte nicht schwitzen, alle Wädel und sonstige Mittel schlügen fehl. Peter blieb trocken wie ein gelagerter Rienspan. Aber in der Nacht brachte er es dennoch fertig, in aller Stille seine Fieber auf 38 Grade zu vermindern und am Dienstag morgen in aller Herrgottsfürhe verlangte er von der Krankenschwester seine Kleider. „Aber dir heit doch e ganz schwäri Lungenzündig?“ schrie die Gute entseht auf, als sie den Peter auf dem Bettrand sitzend fand. „Ghaaa, weit dr säge“, gab der Kranke treuerherzig zurück. Der Arzt raste wutshnaubend an und befahl dem Peter in jenem vielverheißenden militärischen Kurzton, sofort seinen Kahn wieder zu besteigen. Dann wurden die Fieber gemessen und es waren halt nicht mehr als der Grade 38. Natürlich sei das Thermometer futsch, hieß es, aber auch drei andere Fiebermesser weigerten sich, mehr als 38 Grade anzugeben. Man einigte sich schließlich darauf, daß es gar keine Lungenentzündung gewesen sein könne, sondern bloß ein heftiger Fieberanfall. Aber im Bette mußte er heute gleichwohl noch bleiben. Als er dann das Spital verließ, war ihm bloß noch ein recht auffälliger Brustkatarrh geblieben. Peter hustete und hatte eine ganz rauhe Stimme. Er sprach um eine halbe Tonleiter tiefer als sonst. Seinen Dienst als Rekrut konnte er bloß zeitweise erfüllen, da er sich viel im Krankenzimmer aufzuhalten und Unmengen Tee trinken mußte. Immer zwischen zwei solchen Teefluten pinselte ihm der Sanitätsleutnant im Rachen herum oder kitzelte seinen Schlund vermittelst einer kleinen Zeigerkelle. Sprechen, atmen und essen taten ihm weh und mehrere Tage und Nächte wurde er wie eine Mumie eingewickelt, um ihn einmal zum Schwitzen zu bringen. Aber es half nichts. Ja, nicht einmal ein ganz besonderer Tee vom Pfarrer Künzle half und doch hatte die Mutter, die ein halbes Pfund geschnitten, ausdrücklich geschrieben, dies sei das einzige richtige Mittel. Der Krankenwärter war ein leidenschaftlicher Raucher und er bat den Peter um die Erlaubnis, sich aus dem Packet mal eine Pfeife stopfen zu dürfen. Peter hatte nichts dagegen und der Wärter ging hinaus. Nach kurzer Weile fand ihn der Arzt auf dem Flur im Delirium und zwei Tage später mußte der Mann aus der Schule entlassen werden.

Peters Gesundheit machte keine Fortschritte. Seine Bruststimme war unergründlich tief geworden. Die roten Wangen waren hin und die Augen eingesunken. Aber trotzdem hatte er es durchgezwängt, wieder mit der Truppe auszurücken. Nur nicht aus der Schule entlassen werden! Wie er sich in einem solchen Falle geschämt hätte! Was gäbe er nicht drum, einmal tüchtig schwitzen zu können!

Ein kleiner Ausmarsch mit Gefechtschießen wurde durch-

geführt. Auf 5 Kilometer wurde mit Granaten und auf verringerten Abstand mit Schrapnellen geschossen. Es regnete wieder einmal und war eilig kalt. Da erhielt der Batteriekommandant Meldung, daß es dem Peter plötzlich schlecht gehe, er habe Erstickungsanfälle. Rasch wurde der Kranke in ein nahegelegenes Wohnhaus verbracht und warm eingebettet. Der Arzt machte ihm eine Einspritzung, dann hörte Peter noch wie aus weiter Ferne den Geschüksdonner und schlief ein. „Der Mann muß derart schwitzen“, sagte der Sanitätsoffizier, „daß es dampft“.

Und der Wunsch des Arztes sollte sich erfüllen. Peter stand nämlich beim Schulhaus Thierachern und hatte Befehl, auf den Telephonoffizier zu warten. Eben öffnete er den Brosack, um etwas unter die Zähne zu nehmen, da hörte er tief unten auf der Ebene ein Geschütz brummen: Bu=uummm — und widerhallend ääch-ääääm — und gleich darauf das mit — ffffffiiiiiiiiiiüüüü — vorübersingende Geschöß. Mit Donnergekrach platzte die Granate hundert Schritte entfernt im Grashang. Aber gleich brummte es wieder unten und dann nochmals: Bu=uummm — ääch-ääächääm — ffffffiiiiiiiiiiüüüü — krach!!! Die zweite Granate holzte glatt eine vierzigjährige Fichte um, die dritte schlug ein mächtiges Loch in die Schulhausfist und die vierte machte aus dem Garten eine rauchende Wüste. Wenn es auch ganz anregend sein möchte, die Geschosseinschläge aus nächster Nähe beobachten zu können, so schien dem Peter der Posten doch etwas ungemütlich. Es kam ihm so vor, es könnte sich um einen kleinen Berechnungsfehler der Kanoniere handeln, wußte er doch, daß man es in der Regel zu vermeiden suchte, bewohnte Häuser zu beschießen. Nun, er war hierher befohlen und mußte jedenfalls die Suppe nicht aussessen. Zudem sah sich der Lehrer nicht einmal bewogen, den Unterricht zu unterbrechen, er schien an derartige Zwischenfälle gewöhnt zu sein. Ganz merkwürdig war auch das Verhalten der Kinder, denn nicht einziges mußte auf. Aber es war vielleicht doch sicherer, wenn er sich hinters Haus begab. So ging er denn herum und setzte sich auf den Holzstöß. Wieder nahm er den Brosack vor und machte sich ans imbissen. Aber schon grollte es wieder weit unten: Buu=ummm=bu=ummm — äch-äch-äch-ääächächäämm — fffffiüüüüfffff — krach!!! Ein gutes Stück Dach wurde weggerissen, im Oberstock räumte das Geschöß ein Wohnzimmer aus und rasierte im Vorbeigehen eine prächtige Anlage von Geranien weg. Eine Kuh, die auf der Straße langsam daher trottete, wurde in einen dampfenden Fleischhaufen verwandelt. Der sie begleitende Bub lief an den Hang und stocherte mit einer Gerte dort, wo eben eine Granate eingedrungen war. Ein anderes Geschöß war der Länge nach durchs Schulzimmer gedrungen und hatte die Wandtafel zerschmettert. Dies bewog den Lehrer, ans Fenster zu treten und den Peter zu fragen, ob die Übung voraussichtlich den ganzen Tag andauere. Peter wußte es aber nicht und der Lehrer, nun doch scheinbar wegen den Störungen etwas ärgerlich, zog sich wieder zurück und schloß das Fenster. Bumbumbumbum — ächääämm — ffffffiiiiiiiiiiüüüüfffff — ging gerade wieder los, als eben die Kinder die Schule verließen. Nun wurde aber dem Peter doch himmelangst. „Heeee! Goooofen!“ schrie er ihnen zu, „macht, daß ihr fortkommt“. Doch seine Warnung ging unter im Donnergetöse des in Stürze gehenden Schulhauses. Unaufhörlich kreperten drüben im Feld und auf dem Schulplatz die Granaten und schleuderten einen Hagel von Eisen, Holzstücken, Erdreich und anderem umher. Die nächste Salve forderte unter den Kindern mehrere Opfer, Peter wagte vor Grauen kaum mehr die Augen zu erheben. Auf einmal spürte er im Rücken einen gräßlichen Schmerz, dann einen andern im rechten Bein. Er fühlte hin und zog die Hand blutig zurück. Nun schien es Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, aber er vermochte nicht aufzustehen. Drunter fiel immer noch Schuß auf Schuß. Die Trümmer des Schulhauses brannten lichterloh. Kein Glied konnte Peter

mehr richtig röhren. Jeden Augenblick erwartete er das Einschlagen eines Geschosses in den Holzstöß, der ihm bisher notdürftig Deckung geboten. Wo bloß der Telephonoffizier stecken möchte? Der hätte ihn allenfalls noch rechtzeitig weggeschleppen können. Aber der hatte offenbar auch schon dran glauben müssen. Da — ffffffiiiiiiiiüüüü — krach! wurde er samt seinem Holzstöß in die Luft geschmettert. Wo war nur sein linkes Bein hingeraten? Und dabei hatte ihm ein Splitter glatt den prächtigen Haarschopf weggenommen. Der Blutverlust schwächte ihn derart, daß er nicht einmal mehr Schmerzen verspürte. Er wurde ganz matt und wünschte bloß noch, daß er vollends getötet würde. So als hilfloser Krüppel mochte er nicht mehr unter die Leute. Wie sein Bein, verschwand auch der rechte Arm spurlos. Alles war ihm so gänzlich gleichgültig geworden, daß er auf die fortschreitenden Verstümmelungen seines Körpers gar nicht mehr achtete. Er wurde müde und ein unüberwindliches Schlafbedürfnis bemächtigte sich seiner. Er schloß denn auch die Augen und schlief ein.

Und gerade in diesem Augenblide erwachte Peter in seinem Bett und sah neben sich den Telephonoffizier stehen. Aber gleich erkannte er, daß es nicht dieser, sondern der Rekrutendarzt war. Mit Staunen begann der Aufgewachte sogleich seinen Körper abzutasten und nach den Schäden zu suchen, die ihm ein gütiges Geschick bloß im Unterbewußtsein zugefügt. Aber noch zweierlei fühlte er deutlich. Einmal war er vom Kopf bis zu Füßen tropfnäß, denn die heftigen Aufregungen beim Schulhaus Thierachern hatten ihn gründlich in Schweiß gebracht. Und dann fand er, daß die Beklemmungen in Brust und Hals wie weggeblasen waren. Sogar seine Stimme hatte den früheren Wohlklang zurückgewonnen und Appetit war ein übermäßiger vorhanden.

Zwei Tage später konnte Peter aufstehen und sich wieder bei der Truppe melden, die er bis zum Schluß der Rekrutenschule nicht wieder verließ.

Das sterbende Tier.

(Nachdruck verboten.)

Am Parktor, wo die Blumenranken hängen
Und jüngst noch lebensfroh die Amseln sangen,
Da bricht zu Tode wund ein Hund zusammen,
Durchschauert von des Schmerzes Fieberflammen.

Es hatten schwere Hufe ihn geschlagen
Im rasenden Gewoge wilder Wagen,
Und kriechend noch entkam er dem Verderben,
In dieses Winkels sicherer Hut zu sterben.

Und manchen, der vorüber wollte eilen,
Zwingt eine flücht'ge Neugier, zu verweilen,
Und um mit Wissen und mit Witz zu pochen,
Wird auch manch fades Urteil ausgesprochen:

„Wie gräßlich! Kann denn uns're Stadt nicht sorgen
Dab solch ein Greuel zeitig wird geborgen?“
Und wieder: „Wär's ein Hund von edler Rasse,
Er käme spielend durch die regste Gasse.“

Ein Kind nur höre ich in Mitleid klagen,
Und allgemach mit stumpfem Unbehagen,
Gepeitscht von ewig neuer Langeweile
Stürzt alles in die alte Hast und Eile.

Doch niemand hat erfaßt das tiefe Wesen,
Das in des Tieres Augen steht zu lesen:
Wohl könnt ihr heute schaudernd vor mir weichen —
Ihr werdet mir im Sterben alle gleichen.

Gottfried H. E.